

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wohlthäter der Menschheit

Arnim, Theodor

Leipzig, 1887

Abbé de L'Epée, Samuel Heinicke, Valentin Haun, Wohlthäter der
Taubstummen und Blinden.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6669



Samuel Heinicke.

Abbé de l'Épée, Samuel Heinicke, Valentin Haüy,
Wohlthäter der Taubstummen und Blinden.

„Keinem Ruf empfänglich — keinem Klange
Lauscht mein Kind?“ — Da ahnt die Mutter bange
Dah es taub, und klagt zum Tod erschrocken:
„Keine Lieder birgt dein Lenz in sich,
Deine Kirchen haben keine Glocken,
Deine Mutter hat kein Wort für dich!“

Tritt mit mir hier ein, lieber Leser! — hier in den Garten einer Taubstummen-
anstalt. Es ist Sommerszeit, die Schule beendete und die Kinder spielen auf frisch-
grünem Rasen. Über ihnen rauscht das Laub der Bäume, im dichten Gesträuche singen
die Vögel — die Armen hören's nicht; selbst die süße Stimme der eignen Mutter
vermag nicht den Bann zu durchbrechen, der auf diesen Kindern lastet. Tiefe Stille
umgibt sie, lautlos bewegt sich alles um sie herum; das Schmettern der Trompete,
das Geläute der Glocken, das Rollen des Donners ist für sie ein leises Zittern.

Und nun schaue diesen Kindern ins Angesicht. Noch fühlen sie nicht das un-
geheure Weh, das sie getroffen, und klar und vertrauensvoll blickt dich ihr helles Auge
an.... Hier in der Anstalt ist ja ihre Heimat, denn da spricht man ihre Sprache, da
verstehet man sie und ihre Gedanken. — Treten sie aber hinaus ins Leben, dann
wandern sie im dichtesten Menschengewühl gleich Einsiedlern umher.

Und doch hat ihnen die Taubstummenschule den Weg zum Umgange mit Men-
schen angebahnt. Sie hat ihnen nicht nur das Verständniß der Sprache gegeben,

sondern sie selbst sprechen gelehrt; sie hat dem Tauben gezeigt, wie er das flüchtige Wort vom Munde des Hörenden ablesen kann, und sie hat ihn auch geführt zu Gott, durch dessen unerforschliche Weisheit sein Ohr verschlossen ward. Um wie viel trauriger ist dagegen das Loos jener unglücklichen Taubstummen, die ohne jede Schule herangewachsen sind! Wenig dürstige, oft trügerische Zeichen sind das einzige Verkehrsmittel mit andern Menschen; unverstanden und die Welt mit ihren mannigfachen Erscheinungen nicht verstehend, wandeln sie gleich fremden Wesen unter uns. Die Sprache fehlt ihnen, die erst den Menschen zum Menschen macht; deshalb sind sie, obwohl unter Gebildeten lebend, zur Geistesblindheit verurteilt, über welche sie sich nie erheben können. So werden sie von den Besseren bemitleidet, nicht selten von den Unverständigen verspottet, von den Rohen mißhandelt. — —

Ist das Loos dieser Unglücklichen nicht beklagenswerter als das der Blindgeborenen? — der Blinde ist des helfenden Erbarmens seiner Mitmenschen gewiß, er gewinnt sich leichter die Herzen aller, die ihm nahen, während der ungebildete Taubstumme durch Roheit und grobe Sinnlichkeit, durch unartifulierte Töne und ungewohnte Gebärden auf den ihm ferner Stehenden gar oft einen unangenehmen Eindruck macht. Das Altertum erzählt uns von blinden Königen, von blinden Sängern und Sehern, die Taubstummen hingegen stellt es den Tieren des Waldes gleich.

Gewiß, jene Männer, welche die Nacht dieser Unglücklichen zuerst erhellen, verdienen in vorderster Reihe unter den Edlen unsres Geschlechts zu stehen, und die Namen Abbé de l'Épée und Samuel Heinicke sind würdig, unter den Wohlthätern der Menschheit ihren Platz neben einem August Hermann Francke einzunehmen; neben dem väterlichen Freunde unglücklicher Waisenkinder die ersten Lehrer und Erzieher der noch unglücklicheren Taubstummen! — —

Die Geschichte des Altertums erzählt nichts von Versuchen, die Taubstummen zu bilden. Die Griechen sprachen ihnen sogar die Empfänglichkeit für Höheres ab, „da ihnen das Gehör, der Sinn des Unterrichts, fehle“, und setzten sie in eine Klasse mit den Stumpfsinnigen. Aus der römischen Geschichte wird uns durch Plinius mitgeteilt, daß der Redner Meßala einen seiner Verwandten, Namens Pedius, welcher taub geboren, in der Malerei habe unterrichten lassen, und die Wahl dieses Berufs, in dem der junge Mann Ausgezeichnetes geleistet habe, sei von Augustus selbst gebilligt worden. Aber diese Thatsache steht nur vereinzelt da.

Auch das Mittelalter brachte den Taubstummen keine Hilfe, man betrachtete nicht ohne Scheu die Unglücklichen, die „von Gott gezeichnet“ waren. Erst im sechzehnten Jahrhundert dämmerte für sie nach langer Geistesnacht der erste Morgen, indem einzelne warmherzige Männer sich der Verlassenen annahmen; aber solche Hilfe konnte doch nur wenigen zu teil werden und sie erstreckte sich auch da nur auf mechanische Fertigkeiten und die Elemente der Sprache.

Aus Spanien erhalten wir zuerst bestimmte Nachrichten. Dort unterrichtete 1570 Pedro de Ponce, ein Mönch des Benediktinerklosters S. Salvador zu Sahagun im Königreiche Leon, vier Taubstumme in Schrift und Sprache und soll damit solche Erfolge gehabt haben, daß sie das Erstaunen seiner Zeitgenossen erregten. Seine Lehrweise ward von Juan Pablo Bonet, dessen Geschwister er unterrichtet hatte, in einer 1620 erschienenen Schrift dargestellt. Gleichzeitig mit Bonet befaßte sich noch ein andrer Spanier mit dem Taubstummenunterrichte, Emanuel Ramirez de

Carrion, Sekretär und Lehrer bei dem taubstummen spanischen Marquis de Priego. Sein Verfahren hört sich seltsam genug an. Der Anfang des Unterrichts, oder vielmehr die Vorbereitung dazu, bestand in einer dem Temperamente des Schülers angemessenen — Purganz, der eine stärkere, aus Nieswurz und Blätterschwamm bestehend, folgte. Darauf wurden dem Zöglinge oben auf dem Wirbel, in Form der Tonsur eines katholischen Geistlichen, die Haare abgeschnitten und die kahle Stelle jeden Abend mit einer Salbe von Spiritus, Salpeter, bitterem Mandelöl und Wasserlilienwasser eingerieben. Weiter mußte sich der Schüler jeden Morgen mit einem Kamme aus Ebenholz die Haare wider den Strich kämmen und bekam dann abermals eine Latwerge, aus Mastix, Ambra, Moos und Süßholz bestehend. Nun mußte er sich das Gesicht waschen, Nase und Ohren besonders rein abtrocknen, und der Lehrer sprach ihm dann mit deutlicher Stimme oben über dem Wirbel erst die einzelnen Buchstaben des Alphabets, dann Silben und endlich die Namen bekannter Dinge vor, wodurch der Schüler in kurzer Zeit die Sprache erlernt haben soll! — Wahrscheinlich wählte Ramirez de Carrion solch eigentümliche Mittel, um nicht der Inquisition verdächtig zu werden, die das Streben, Taubstumme ohne äußere Hilfsmittel redend zu machen, gewiß als Teufelswerk hingestellt haben würde.

Verständlicher war das Verfahren von Johann Konrad Amman, der, im Jahre 1669 in der Schweiz geboren, später als Arzt in Holland lebte. Er unterrichtete die Taubstummen dadurch, daß er ihnen bei jedem Laute die Stellungen des Mundes zeigte, welche sie dann vor dem Spiegel nachahmten. Da jedoch bei diesen Mundstellungen noch kein Ton zum Vorschein kam, ließ er die Schüler, während er selbst den Laut aussprach, ihre Finger an seine Kehle halten, um sie auf die beim Sprechen entstehende zitternde Bewegung aufmerksam zu machen, welche sie dann, die Hand an ihren eignen Kehlkopf legend, nachahmten. Amman fand einen Nachahmer in einem deutschen Geistlichen Raphael beim Unterrichte seiner drei taubstummen Kinder. Fast gleichzeitig mit ihm trat in England ein Geistlicher, John Wallis, als Taubstummenlehrer auf und beschrieb in einem ausführlichen Briefe an Robert von Boley sein Unterrichtsverfahren.

So waren hier und da Versuche gemacht worden, die Not der Armen zu heben, aber erst im achtzehnten Jahrhundert brach für sie eine bessere Zeit an.

Zwei Menschenfreunde, der in Frankreich gefeierte Abbé de l'Épée, und in Deutschland der gleich anerkennenswerte Heinicke, stellten es sich zur Lebensaufgabe, einen planmäßigen, auf wissenschaftliche Prinzipien gegründeten Unterricht der Taubstummen durchzuführen, und schufen für diese Unglücklichen die ersten Erziehungsanstalten.

Mit- und Nachwelt sind in Beurteilung beider Männer nicht gleich gerecht gewesen. Während die Verdienste des Franzosen zeitig Anerkennung fanden, hat man die gleichgroßen des Deutschen unterschätzt, ja man hat Heinicke verdächtig, um den Abbé um so höher zu stellen, und zweifelsohne schlingt sich doch ein gleich voller Ruhmeskranz um die Stirn beider Menschenfreunde. Was de l'Épée für die Taubstummen Frankreichs, das ist Heinicke für die Deutschlands gewesen.

Beide strebten — sagt Reich, der Biograph Heinicke's — zu einer Zeit nach einem Ziele, ohne voneinander, anfangs wenigstens, Kenntniz gehabt zu haben; beide gingen jedoch auf verschiedenen Wegen und von verschiedenen Gesichtspunkten aus.

Was der Franzose allein durch methodisch ausgebildete Zeichensprache und Schrift erreichen wollte, das glaubte der Deutsche auf dem Wege der Ton- oder vielmehr artikulierten Lautsprache, in Verbindung mit der Schrift, erstreben zu müssen. Beide gerieten in der Folge miteinander in Streit, und das mehr oder weniger besangene Urtheil des deutschen Publikums nicht nur, sondern auch gelehrter Anstalten erkannte bald diesem, bald jenem den Preis. Wenn Heinicke hierin minder glücklich war als sein Zeit- und Strebungsgenosse, so lag der Grund theils in der damals noch bei uns herrschenden Vorliebe für alles Fremde, besonders für das Französische, theils darin, daß die Aburtheilenden mit der Sache selbst nicht bekannt genug waren, und weil sie meist sich von der gewinnenden Persönlichkeit des Franzosen leiten ließen, während man das Wesen des Deutschen minder einnehmend fand.

Wir wollen den wohlverdienten Ruhmeskranz des würdigen Abbé nicht zerpfücken; dagegen aber auch unserm Landsmann Heinicke den ihm gebührenden Ehrenplatz unter den Wohltätern der Menschheit anweisen.

Charles Michel de l'Épée wurde den 24. Novbr. 1712 zu Versailles geboren, wo sein Vater als königlicher Architekt angestellt war. Einer schon in früher Jugend erwachten Neigung folgend, widmete er sich, nicht ganz im Einklang mit seinen Eltern, dem geistlichen Stande. Als er jedoch nach Vollendung seiner Studien, siebenzehn Jahre alt, zum Empfang der ersten Priesterweihe sich meldete und die damals infolge der jansenistischen Religionsstreitigkeiten eingeführte Glaubensformel, als seinen Grundsätzen entgegen, zu unterzeichnen sich weigerte, wurde er, obgleich man ihm die priesterliche Weihe nicht versagen konnte, von jeder Bewerbung um ein kirchliches Amt ausgeschlossen. De l'Épée wandte sich jetzt der Rechtswissenschaft zu, für welche ihn der stille Wunsch seines Vaters gleich anfangs bestimmt hatte. Nach Beendigung dieser Studien und nach wohlbestandener Prüfung leistete er den Amtseid und trat als Parlamentsadvokat in die gerichtliche Praxis ein. Aber es sagte dieser nicht völlig freiwillig gewählte Beruf seinem sanften und friedlichen Gemüthe doch nicht recht zu und er kehrte deshalb zu seinen früheren Studien zurück. Durch Empfehlung seiner ehemaligen Vorgesetzten wurde er nun mit dem Prälaten Bossuet zu Troyes bekannt und von diesem zum Kanonikus und Prediger seiner Diözese befördert. Da starb sein Gönner und eine Zeit neuer Prüfungen folgte. Einer seiner Freunde, Soanen, Bischof von Senes, wurde seiner jansenistischen Grundsätze halber des Amtes entsetzt; mit ihm traf den Abbé dasselbe Los; ja der Erzbischof von Paris, de Beaumont, unterjagte ihm sogar den Religionsunterricht. Von jetzt ab lebte de l'Épée zu Paris im Besitze des von seinen Eltern ererbten Vermögens in stiller Zurückgezogenheit. So wäre sein Leben vielleicht ohne Spuren einer hervorragenden Wirksamkeit vorübergegangen, wenn die Vorsehung ihm nicht Gelegenheit geboten, in einem besonderen Lebensberuf seine höchste Aufgabe hienieden zu finden, eine Aufgabe, die so recht seinem ganzen Sein und Wesen zusagte und durch deren Erfüllung der Name des Edlen für ewig denen der Besten unsres Geschlechts angereicht ist.

Ein Klostergeistlicher, Pater Vanin, hatte im Jahre 1755 zwei taubstumme Mädchen in einer seinem Kloster gegenüber wohnenden Familie einige Monate hindurch zu unterrichten begonnen, als ihn der Tod bei seinem ersten Bildungsversuche überraschte. Ein Zufall führte bald darauf Abbé de l'Épée in dasselbe Haus. Die Mutter jener beiden Kinder machte ihn unter Thränen mit dem Unglücke ihrer Töchter

und dem Verluste ihres Lehrers bekannt, und de l'Épée, von Mitgefühl ergriffen, entschloß sich, das von Vanin begonnene Werk fortzusetzen. Ohne die geringste Vorkenntnis von diesem Unterrichte und ohne zu wissen, daß es vor ihm schon Taubstummenlehrer gegeben habe, beginnt er seine Arbeit. Eben damit beschäftigt, bot ihm eines Tages jemand ein spanisches Buch an, was er, ohne Kenntnis der Sprache, von sich wies und nur erst kaufte, als er bei genauerer Betrachtung des Titels sah, daß es sich mit der Kunst beschäftigte, Stumme sprechen zu lehren.



Der Freund der Taubstummen.

Er lernte spanisch, um das Buch zu verstehen und ward dadurch noch mehr in seinem Eifer für seinen neuen Beruf gestärkt, den er von nun an als höchste Lebensaufgabe erkannte. Unabhängig von der Methode Pereiras (1749) erfand er eine neue Zeichensprache und unternahm es, Taubstummen das Sprechen beizubringen. Auf eigene Kosten gründete er dann im Jahre 1760 eine Taubstummenschule in Paris, die er bald nach dem Montmartre verlegte und dort in eine förmliche Erziehungsanstalt verwandelte, welche auch Taubstumme aus der Provinz in Verpflegung nahm. Fast sein ganzes Einkommen, in einer jährlichen Rente von 12 000 Frank bestehend, verwendete der edle Mann zur Erziehung und Verpflegung seiner Zöglinge und zur Besoldung ihrer Lehrer, sich selbst dabei fast das Notwendigste versagend. So wollte er in dem strengen Winter des Jahres 1778 — bereits ein schwacher Greis — sein Zimmer nicht heizen lassen, um nur nicht durch den Ankauf des Holzes die kleine Summe von 2000 Frank zu überschreiten, welche er für seine eignen Bedürfnisse ausgesetzt hatte.

Alle Vorstellungen seiner Freunde blieben fruchtlos; erst dem Flehen seiner vierzig Zöglinge, seine teures Leben für sie zu erhalten, gelang es, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Aber lange nachher soll er sich noch Vorwürfe über seine Nachgiebigkeit gemacht und öfters zu seinen Pflegebefohlenen gesagt haben: „Ihr armen Kinder, ich habe euer Erbteil um 300 Frank geschmälert.“

Dieses menschenfreundliche Streben wurde mehr und mehr bekannt und gewürdigt, und besonders war es der Herzog von Penthièvre, welcher durch reiche Gaben des Abbé Unternehmen förderte. Auch ins Ausland drang der Ruhm des bescheidenen, so hochverdienten Mannes. So ließ die russische Kaiserin Katharina im Jahre 1780 durch ihren Gesandten demselben ein ansehnliches Geschenk zukommen.

Abbé de l'Épée wies es jedoch, wohl um das Ansehen seines Vaterlandes nicht zu schmälern, mit den Worten zurück: „Mein Herr, ich nehme kein Geld an; aber sagen Sie Ihrer Majestät, der erhabenen Kaiserin, daß, wenn ihr meine Bemühungen einiger Aufmerksamkeit wert schienen, ich mir, zum Beweise ihrer Guld, einen Taubstummen aus Rußland erbitte, den ich unterrichten werde.“

Trotz aller Förderungen, die ihm zu teil wurden, und ungeachtet aller Entbehrungen, die er sich auflegte, überschritten doch die Ausgaben für seine Anstalt bei weitem sein Vermögen und veranlaßten ihn, sich an die Regierung mit der Bitte um einen jährlichen Zuschuß zu den Unterhaltungskosten seines Instituts zu wenden. Er erhielt indes immer nur leere Versprechungen. In diese sorgenvolle Zeit fällt der Besuch des Kaisers Joseph II., der bei seiner Anwesenheit in Paris 1777 den Abbé ganz besonders auszeichnete. Man erzählt, daß eines Tages, als der Abbé eben Messe habe lesen wollen, ein Fremder mit der Bitte zu ihm gekommen sei, den Knaben ersehen zu dürfen, der ihm hierbei zu dienen pflegte. Der Fremde habe dann auch nach Beendigung der Messe dem Unterrichte der Taubstummen beigewohnt und beim Abschiede dem Abbé ein kleines Paket überreicht, in welchem eine kostbare, mit Edelsteinen und dem Bildnisse Kaiser Josephs geschmückte Dose befindlich gewesen sei. Der edle Kaiser habe sich auf diese Weise bei de l'Épée eingeführt. Thatsache ist, daß die Herzenssache des Abbé auch ein Gegenstand des menschenfreundlichen Sinnes des edlen Kaisers ward. Tief ergriffen von de l'Épées Hingabe an seinen Beruf und über dessen Leistungen erstaunt, sprach er unverhohlen sein Erstaunen über die geringe Teilnahme der Regierung für den Abbé aus und beschenkte ihn nicht allein mit jener goldenen Dose und die Zöglinge mit 50 Louisdor, sondern sagte ihm auch seine nachdrückliche Verwendung bei Hofe zu. Er bot ihm sogar eine Abtei in seinen Staaten an, aber der Menschenfreund gab ihm die schöne Antwort:

„Ich bin schon alt; wenn Ew. Majestät es mit den Taubstummen wohl meinen, so wenden Sie Ihre Wohlthaten nicht mir zu, der ich bereits mit einem Fuße im Grabe stehe, sondern an das Werk selbst. Es ist eines großen Fürsten würdig, dem, was der Menschheit wahrhaft nützlich ist, Dauer und Unvergänglichkeit zu sichern.“

Kaiser Joseph verstand ihn und sandte nach seiner Rückkehr aus Frankreich den Weltpriester Stark nach Paris, damit sich derselbe unter des Abbé Leitung zum Taubstummenlehrer ausbilde.

Doch erst einige Jahre später, im Jahre 1785, zeigten sich die Folgen von Josephs Empfehlung, indem König Ludwig XVI. aus seiner Privattasse dem Abbé 3100 Frank zum Unterhalt einer gewissen Anzahl Taubstummer bewilligte,

außerdem auch dahin wirkte, daß von seiten der Regierung dem Institute des Menschenfreundes noch eine namhafte Summe aus den Gütern eines aufgehobenen Cölestinerklosters überwiesen wurde. Das aber, was der Abbé so sehnlichst wünschte, die Erhebung seines Instituts zu einer Staatsanstalt, geschah damals nicht, es erfolgte erst nach seinem Tode.

Über seinen Streit mit Samuel Heinicke werden wir später berichten. Hier sei nur noch jenes für den Abbé verhängnisvollen Ereignisses gedacht, welches durch Bouillys Schauspiel „L'Abbé de l'Épée“ verewigt und durch Kogebues Bearbeitung für die deutsche Bühne auch in Deutschland bekannt geworden ist.

Im Jahre 1773 trieb sich auf der Straße von Peronne ein zerlumpter junger Taubstummer umher, welcher dem Abbé de l'Épée im elendesten Zustande zugeführt wurde. Der Abbé nimmt sich des Unglücklichen an und wird durch mehrere an ihn mittels der Zeichensprache gestellte Fragen davon unterrichtet, daß der Verlassene aus Toulouse gebürtig und als Flüchtling nach Paris gekommen sei. Hierauf sendet de l'Épée den jungen Mann, in Begleitung des Abbé Masse und eines gebildeten Taubstummen, der als Dolmetscher dienen sollte, nach Toulouse, um dort Nachforschungen anstellen zu lassen. Die längst von l'Épée gehegte Vermutung, der Unglückliche sei der ausgestoßene Erbe der angesehenen und reichen Grafenfamilie Solar zu Toulouse scheint erwiesen. Es bestätigt sich, daß in der Familie ein Taubstummer gewesen, der aber, nach Aussage der Verwandten, zu Paris gestorben sein sollte.

Der menschenfreundliche Abbé, überzeugt, daß hier ein Verbrechen vorliege, bringt diese Angelegenheit vor Gericht und fordert die Rechte seines Schützlings zurück. Es kommt zu einem verwickelten Prozeß, der erst im Jahre 1781 durch den Spruch der obersten Justizbehörde zu gunsten des jungen Solar entschieden wurde. Die Gegenpartei appellierte jetzt an das Parlament. Da dieses aber im Jahre 1792 aufgehoben wurde, kam jener Prozeß vor das neue Tribunal, welches noch in demselben Jahre durch ein Endurteil das frühere umstieß und den unglücklichen



Statue des Abbé de l'Épée.

Taubstummen aller seiner Ansprüche beraubte. So geriet der verstößene, aller Unterstützung entbehrende Jüngling — sein Wohlthäter befand sich nicht mehr unter den Lebenden — in das tiefste Elend, aus dem ihn nur der Tod erlöste, den er als Soldat der Nationalarmee auf dem Schlachtfelde fand.

Bald nach dem Ausbruche der Revolution, am 23. Dezbr. 1789, war der Abbé, ein lebensmüder Greis von 77 Jahren, gestorben, beweint von seinen taubstummen Pflöglingen. Das schönste Denkmal hat sich der Edle selbst gesetzt, aber auch die dankbare Nachwelt hat seiner nicht vergessen; sie hat ihm im Jahre 1843 zu Versailles ein würdiges Denkmal errichtet. Von einem gußeisernen Gitter umgeben, besteht es aus einem einfachen Piedestal, das von zwei Reihen ziselirter Marmorstufen gebildet wird. Der Würfel und der Sockel sind zwei aus demselben Marmor gemeißelte Stücke. Auf der nördlichen Seite steht die Inschrift:

„L'Abbé de l'Épée,
Premier Instituteur des Sourds-Muets,
Né à Versailles le XXIV Nov. MDCCLXII.“

De l'Épée ist stehend dargestellt; seine zum Himmel erhobene Rechte weist seine Pflögbefohlenen nach oben, zu Gott. Seit 1879 ziert auch seine Statue den Hof der Taubstummenanstalt in Paris. So hat seine Nation und die Dankbarkeit seiner nach ihm lehrenden Schüler das Andenken dieses Edlen bewahrt; sein Name wird von den Gebildeten aller Nationen mit wohlverdienter Achtung genannt.

Daß aber auch der Deutsche Heinicke gleichen Anspruch auf Anerkennung seiner Landsleute hat, geht aus seiner Lebensgeschichte hervor, die uns Gelegenheit geben wird, Blicke auf die Lehrweise beider Männer zu richten.

In dem Dorfe Nautschütz bei Weißenfels an der Saale wurde am 10. April 1729 Samuel Heinicke geboren. Seine Eltern waren wohlhabende Bauersleute, die in ihrem Samuel den einstigen Erben des ansehnlichen Gutes sahen und ihn deshalb zu einem recht tüchtigen Bauer erziehen wollten. Sie bemerkten es deshalb nur ungern, daß der Knabe mehr Lust zeigte, hinter Büchern zu sitzen, als dem Vater bei seinen ländlichen Arbeiten zur Hand zu gehen. Jetzt fing er gar an vom Studieren zu reden, was den Vater so sehr in Harnisch brachte, daß er außer Bibel und Gesangbuch alle Bücher aus dem Hause verbannte. So nahte die Zeit der Konfirmation, und seufzend fügte sich der Knabe dem väterlichen Willen. Aber von seinen geretteten Büchern konnte er nicht ganz lassen, und oft hatte er draußen im Felde eins in der Tasche, um unbeachtet zu lesen. Mit Mühe und Not erlangte er endlich die Erlaubnis, beim Großvater etwas Musik treiben zu dürfen.

Das ging fort bis zum 21. Jahre. Da meinte der Vater, es sei nun Zeit, für Samuel eine passende Frau zu suchen. Der Sohn aber wollte von diesem Eingriff in sein eigenstes Recht nichts wissen. Er hatte bereits selbst gewählt, und als die Eltern darauf nicht eingehen wollten, beschloß er, das väterliche Haus zu verlassen.

Du bist jung und stark, suche dein Glück, das dir daheim nun und nimmermehr erblühen wird, draußen in der weiten Welt — dieser Gedanke verfolgte ihn fortwährend, und als zwei von Dresden beurlaubte Soldaten ins Dorf kamen und seine Seele mit lockenden Bildern erfüllt hatten, da suchte man eines Morgens den Samuel vergeblich. Er hatte in aller Stille sich auf und davon gemacht.

In Dresden finden wir ihn wieder. Mit schwerem Herzen, aber desto leichtem Geldbeutel war er in die glänzende Residenz eingezogen. Dort ließ er sich beim Militär anwerben, und der hochgewachsene, kräftige Bauernbursche wurde in die königliche Leibwache eingereiht. Das Einexerzieren machte dem gewandten Jünglinge wenig Schwierigkeiten und der Dienst ließ ihm manche freie Stunde übrig. In diesen Stunden, die von seinen Kameraden durch Kartenspiel und Umhererschleudern totgeschlagen wurden, legte Heinicke den ersten Grund zu seiner geistigen Ausbildung; jeder Augenblick, der ihm übrig blieb, wurde zu diesem Zwecke ausgetauft. Freilich machten sich seine Kameraden oft lustig über den Stubenhocker; aber er ließ nichts auf sich sitzen und wußte sich durch die Überlegenheit seines Armes und Kopfes Ruhe vor ihrem Spotte zu verschaffen. Zunächst galt es, einige unentbehrliche Bücher anzuschaffen; doch reichte der geringe Sold kaum hin zur Deckung der notwendigsten Lebensbedürfnisse, und die Eltern, denen er von Dresden aus Nachricht gegeben hatte, zürnten noch zu sehr, als daß sie ihm Unterstützung gewährt hätten. Heinicke war auch zu stolz zu weiteren Bitten; sein erfinderischer Kopf suchte nach andern Hilfsquellen. Er hatte ja das Violinspielen beim alten Großvater gelernt. Bald war eine Geige aufgetrieben und auf — Tanzböden und bei Belagen sehen wir unsern Leibgardisten lustig fiedeln und sich damit manchen Groschen verdienen.

Was er so gewonnen, verwendete er, unter Entsagung jedes andern Genusses, auf Anschaffung guter Bücher, die er bei nächtllich stiller Weile fleißig studierte. Er mußte tief unten anfangen, denn der Unterricht in der Dorfschule war gar zu dürftig und die Pause nach der Konfirmation zu groß gewesen. Mit dem Lesen ging es; aber desto weiter zurück war er im Schreiben und Rechnen. Das schreckte jedoch den wackern Samuel nicht ab, unermüdet übte er sich in beiden Fertigkeiten und bald gewahrte er mit Freuden, welche merckliche Fortschritte er machte. Das Geigen auf den Tanzböden war ihm längst zum Überdruß geworden und kostete ihm nachgerade auch zu viel Zeit; jetzt hatte er einen neuen Erwerbzweig gewonnen. Er hatte so viel erübrigt, daß er sich einen hübschen Zivilanzug kaufen konnte, und so begann er nun zu schulmeistern, indem er in seinen Freistunden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erteilte. Das wurde auch besser bezahlt, und lehrend lernte er. Bald kam das Lateinische und Französische an die Reihe. Er hatte die Mittel gewonnen, in beiden Sprachen sich unterrichten zu lassen, und dank seiner glücklichen Begabung gelangte der Leibgardist durch eisernen Fleiß in kurzer Zeit dahin, in beiden Sprachen klassische Werke zu lesen. Es war nicht zu verwundern, daß die Offiziere auf den seltsamen Soldaten aufmerksam wurden, der in wissenschaftlicher Beziehung sie selbst weit überragte. Man wollte ihn weiter befördern, und mehrmals ergingen an ihn Anträge in dieser Beziehung; aber er lehnte alles ab, aus Besorgnis, die zu seinen Studien nötige Zeit zu verlieren, da eine höhere Stellung auch vermehrte Dienstgeschäfte mit sich brachte.

So ging jetzt alles nach Wunsch; auch seine Herzenssehnsucht, daß seine Eltern nicht länger zürnen möchten, ging in Erfüllung. Es kam eine Ausöhnung zustande, die jedoch der Vater nicht lange überlebte, da er 1753 starb. Im nächsten Jahre verheiratete sich Heinicke. Obgleich noch immer gemeiner Soldat, hatten sich durch das väterliche Erbe und durch sein Stundengeben seine Verhältnisse so gebessert, daß er es wohl wagen durfte, sich eine Frau zu suchen.

Unter den Kindern, die er zu unterrichten hatte, wurde ihm im Jahre 1754 oder 1755 auch ein taubstummer Knabe zugeführt, der seine Aufmerksamkeit und Teilnahme in hohem Grade erregte. Es war dies um dieselbe Zeit, als auch Abbé de l'Épée den Unterricht der beiden taubstummen Mädchen begann.

Die mechanische Fertigkeit des Schreibens erlernte der fleißige Knabe in kurzer Zeit zum größten Erstaunen der Eltern, die es als ein halbes Wunder betrachteten. Heinicke aber freute sich mehr über die Fortschritte des Knaben im Rechnen, weil ihm daraus klar wurde, daß hier eine weitere Geistesbildung möglich sei. Er versuchte nun, ob es nicht gelingen wolle, dem Tauben von der Sprache so viel beizubringen, daß er sich mit andern Menschen über die wichtigsten Dinge nicht nur schriftlich, sondern auch mündlich unterhalten könne. Das Sprechen wünschte Heinicke besonders deshalb, weil das Schreiben und Lesen damals unter den gewöhnlichen Leuten immer noch sehr selten und deshalb nicht immer ein zuverlässiges Mitteilungsmedium war. Er forschte nach, ob er nicht irgendwo weitere Aufklärung über seine Ideen erhalten könne, und fand solche in einer lateinisch geschriebenen Abhandlung des schon erwähnten Arztes Konrad Amman, die er mit großem Eifer studierte.

Der Erfolg, den Heinicke bei dem tauben Knaben erzielte, übertraf seine Erwartung. Da brach völlig unerwartet der Siebenjährige Krieg aus und störte alle seine Pläne. Um sich ganz dem Lehrerberufe hingeben zu können, hatte Heinicke um Entlassung aus dem Militärdienste gebeten; jetzt wurde ihm diese natürlich verweigert, und so vernichtete der 29. August 1756, an welchem Tage Friedrich der Große in Sachsen einfiel, mit einem Male seine schönsten Hoffnungen sowie sein stilles Lebensglück. Er mußte Weib und Kind verlassen und mit der Garde das für die sächsische Armee so unglückliche Lager bei Pirna beziehen. Als Kriegsgefangener nach Dresden zurückgebracht und in strengem Gewahrsam gehalten, gelang es ihm jedoch, gleich manchen seiner Schicksalsgenossen, zu entfliehen und seine Wohnung zu erreichen. Freilich war damit nur wenig gewonnen, denn eine Hausfuchung konnte ihn sofort wieder in die Hände der Preußen bringen, und daß eine solche erfolgen würde, war mit Gewißheit vorauszusehen. Da schaffte Heinicke's Gattin Rat. Sie verbarg ihren Mann in einer kleinen Kammer, deren niedrige Thür sie mit Waschkübeln und Gerumpel aller Art auf geschickte Weise zu verdecken wußte. Mehrmalige Hausfuchungen waren vergebens. Zuletzt schenkte man der Angabe der Frau Heinicke Glauben, daß ihr Mann längst aus Dresden entkommen sei.

Die Kurprinzessin hatte, soweit sie es vermochte, die flüchtigen Soldaten mit Pässen versehen; auch für Heinicke ward ein solcher besorgt, und nun galt es, glücklich an der preussischen Wache vorbei zu kommen. Eines Morgens schritt nun ein alter buckeliger Dorfmusikant aus Heinicke's Wohnung dem Thore zu. In einen alten Rock gekleidet, ein großes Pflaster überm rechten Auge, einen Brotsack auf der Schulter und eine alte Fiedel unter dem Arme, passierte der Dorfmusikant das Thor, ohne nur im geringsten von der Wache beachtet zu werden, die er neugierig anstarrte. Nur etliche herrenlose Hunde widmeten dem Fiedler einige Aufmerksamkeit.

Es war Heinicke, der auf diese Weise glücklich aus Dresden entkam.

Zunächst wandte er sich nach Rautschütz und von hier nach Jena, wohin er auch seine Familie nachkommen ließ. Hier finden wir ihn im Jahre 1757 als Student inskribiert; fleißig hört er Kollegia und setzt auch hier das Unterrichterteilen fort.

Seine Frau weiß durch Nähen und Stricken etwas zu verdienen und für alle Fälle schützt sie ein Notpfennig: das kleine Kapital, das Heinicke beim Verkauf des väterlichen Gutes erhalten hatte und welches beide Eheleute, in ihre Kleider eingenäht, immer mit sich herumtrugen. Bis dahin war alles gut abgelaufen. Jetzt aber kamen preussische Werber in den Ort, denen der hochgewachsene Mann stark in die Augen fiel. Heinicke, bekannt als tüchtiger Violinspieler, hatte sich mit einigen Musikanten zu öffentlichen Konzerten vereinigt. In einem solchen erscheint nun eines Abends einer der preussischen Werber, und Heinicke meint in ihm einen jener Unteroffiziere zu erkennen, die in Dresden die Garde zu bewachen hatten.



Das Entweichen des Gardisten Samuel Heinicke.

Dieser Verdacht wird vermehrt, als der Preuße sich erhebt, ihn scharf ins Auge faßt und sodann das Lokal verläßt. Bald darauf steht aber auch Heinicke auf, legt seine Geige hin und entfernt sich ohne Kopfbedeckung, kehrt auch nicht wieder zum Noterpult zurück. Schleunigst teilt er seiner Frau seine Beobachtung mit.

Sicher fühlte er sich in Jena nun nicht mehr, denn die Preußen sahen die entkommenen Sachsen als Deserteure an und steckten die wieder erlangten Leute in ihre Regimenter. Aber wohin sollte der Bedrohte in diesem Augenblicke fliehen? Das Los sollte entscheiden. Er schrieb auf drei Zettel die Städtenamen Hamburg, Frankfurt am Main und Nürnberg; sein kleiner dreijähriger Sohn wählte und ergriff den Zettel, der mit Hamburg bezeichnet war. Noch in derselben Nacht — es war im Jahre 1758 — verließ Heinicke Jena.

Seine Frau ging noch einmal nach Rantschütz, um noch einiges Geld in Empfang zu nehmen, und traf dann in Hamburg glücklich mit ihrem Gatten wieder zusammen.

Schon in Dresden war Heinicke in den damals schon zu Ansehen gelangten Bund der Freimaurer eingetreten; in Hamburg sollte ihm dies zu statten kommen. Er meldete sich nach seiner Ankunft bei der Loge und erhielt von den Mitgliedern Empfehlungen an verschiedene Familien, die ihm den Unterricht ihrer Kinder anvertrauten. Der Kreis seiner Bekanntschaft erweiterte sich zusehends. So lernte er auch die Familie Moller kennen, aus welcher Klopstocks Gattin, die von diesem besungene Meta, stammte, und in dieser Familie begegnete er zum erstenmal dem gefeierten Dichter selbst sowie dem Oberhofprediger Kramer. Der Umgang mit solchen Männern übte auf Heinickes Weiterbildung außerordentlichen Einfluß aus; ihrem Wohlwollen hatte er auch die Bekanntschaft mit dem Grafen Schimmelmann zu danken, der ihn erst als Hauslehrer, dann als Sekretär in seine Familie aufnahm. In dieser Stellung blieb er bis Ende des Jahres 1768; da ward ihm durch Vermittelung des Grafen das Schulamt und Kantorat in dem hamburgischen Klosterdorf Eppendorf anvertraut, wo er bis 1778 thätig war.

Mit ungünstigem Auge betrachtete jedoch der Ortsgeistliche seine Ernennung, da er diese Stelle einem entfernten Anverwandten zgedacht hatte. Wo er nur konnte, suchte er dem neuen Lehrer zu schaden, und nun meinte er, ihm erst recht zu Leibe gehen zu können. Heinicke führte nämlich in der Schule manche Verbesserungen ein, unter anderm an Stelle des Buchstabierens das Lautieren. Dagegen hegte nun der Pfarrer die Bauern durch die Beschuldigung auf, der neue Schulmeister wolle eine neue Religion einführen. Heinicke selbst kümmerte die Mißstimmung wenig, zumal die Bauern ihm wohlweislich aus dem Wege gingen. Denn der Schulmeister hatte bereits Proben seiner Körperkräfte vor ihnen abgelegt.

Bald nach seinem Eintritte ins neue Amt wurde ihm wieder ein taubstummer Knabe, der Sohn des dortigen Müllers, zugeführt. Er erinnerte sich seiner früheren Erfolge und widmete alle seine Erholungsstunden dem Unterrichte dieses Knaben. Seine Bemühungen wurden auch hier von dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Der Taubstumme wurde schon 1772 nach einer zweimaligen wohlbestandenen Prüfung konfirmiert. Jedoch fanden die Bestrebungen des wackern Heinicke noch immer keine Gnade vor seines Pfarrers Augen. Anstatt die Leistungen des Lehrers anzuerkennen, ging jener in seinem Hass gegen denselben so weit, daß er von der Kanzel herab gegen den pflichteifrigen Mann predigte und ihn als einen Frevler bezeichnete, der dem Rathschluß Gottes vorgreife, indem er die Menschen bilden wolle, die Gott in seiner Weisheit „zu zeichnen“ für nötig befunden habe.

Solches machte ihn jedoch nicht irre in seinen Bemühungen, und da ihm von verschiedenen Seiten Taubstumme zur Bildung übergeben wurden, so fand er gerade in diesem unedlen Angriffe einen neuen Sporn, all seine Kräfte zur Erreichung eines hohen Zieles einzusetzen und durch größere Erfolge seine Gegner zu beschämen.

Für den mangelnden Beifall des geistlichen Herrn entschädigte ihn die Anerkennung verschiedener Hamburger Gelehrten, wie Reimarus, Hensler, Büsch, Unzer, die sich in höchst ehrender Weise über seine Methode aussprachen.

Dem Abbé de l'Épée diente als Grundlage seines Unterrichts die Gebärdensprache und die Schrift. Er gab besonders der Gebärdensprache (Mimik) eine

Ausbildung, deren sie ihrer Natur nach nicht fähig ist. Zu diesem Zwecke bediente er sich dreierlei methodischer Zeichen: 1) für einzelne Buchstaben, und dabei benutzte er das Bonetsche Handalphabet; 2) für Wörter und die dadurch angezeigten Begriffe, und 3) für grammatische Bestimmungen der Wörter.

Da aber diese Zeichen, eben als solche, sehr der Willkür unterworfen, zu unbestimmt und schwankend sind, so konnten sie unmöglich als Grundlage für ein klares Denken dienen. Außerdem erwiesen sich Pantomimen wie Fingersprache ganz wertlos im Umgange mit hörenden Menschen, welche sie nicht verstanden; sie konnten nur selten einen Gedankenaustausch zwischen Hörenden und Taubstummen vermitteln.

Heinicke dagegen ging von ganz andern Grundsätzen aus. Er erkannte auch für die Taubstummen in dem gesprochenen Worte nicht allein die sicherste Form für ihr Denken und das wichtigste Mittel zu ihrer geistigen und sittlichen Bildung, sondern auch den geradesten Weg zur Ermöglichung des Verkehrs zwischen ihnen und der hörenden Welt. Sie sollten die hörenden Menschen verstehen und von ihnen verstanden werden. Deshalb übte er seine Zöglinge darin, ihre Augen unverwandt auf den Mund des Sprechenden zu richten und das gesprochene Wort von seinen Lippen im eigentlichsten Sinne des Wortes abzulesen. Damit sie aber selbst von den Hörenden verstanden würden, suchte er ihrer Aussprache, die freilich ohne melodischen Klang bleibt, durch Bestimmtheit im Artikulieren der Sprachlaute, namentlich der Vokale, die möglichste Deutlichkeit zu verleihen. Wie weit die Taubstummen es im Ablefen vom Munde und im deutlichen Sprechen bringen, das kann man heutzutage in den deutschen Taubstummenanstalten sehen, denn die Ansichten Heinicke's sind jetzt überall als die richtigen erkannt worden. — Die Pantomime der Gebärdensprache verwarf deshalb Heinicke nicht. Er sah in ihr, dem ungebildeten Taubstummen gegenüber, ein sehr brauchbares Bildungsmittel, das aber, je weiter der Schüler in der Sprache vordringe, mehr und mehr in den Hintergrund treten müsse.

Auch von der Schrift behauptete er, daß sie nie bei dem von Geburt Taubstummen zur Entwicklung der Begriffe dienen, deshalb auch nie Form seines Denkens werden könne. Also das gesprochene Wort, jedoch unterstützt von Pantomime und Schrift, war die Grundlage, auf der Heinicke die Bildung der Taubstummen aufbaute, während Abbé de l'Épée eine ausgebildete Pantomime, unterstützt vom Fingeralphabete und der Schrift, als solche anzusehen für angemessen hielt.

Über diese Grundsätze des Unterrichts geriet Heinicke zunächst mit dem Abbé Stork, dem schon genannten Schüler de l'Épées, den Kaiser Joseph nach Paris sendet hatte, in gelehrten Streit, an dem zuletzt auch de l'Épée selbst Anteil nahm. Persönlich haben sich die beiden Hauptgegner nie kennen gelernt, und zu einer Einigung zwischen ihnen ist es auch nicht gekommen. Das Urtheil der Zeitgenossen entschied sich mehr für die französische Schule, und nach dem Muster der Pariser Anstalt wurden auch deutsche eingerichtet, während Heinicke fast allein stehen blieb und ob seiner Ansichten verspottet und verachtet, in betreff seiner Person sogar verleumdet wurde, indem man ihn als einen Marktschreier bezeichnete. Um die Aussprache der Vokale bei seinen Schülern recht rein und scharf zu erzeugen, glaubte er nämlich in dem Geschmacksinn ein Mittel gefunden zu haben. So gab er reines Wasser zu a, Zuckerwasser zu o, Baumöl zu u, Wermutextrakt zu e und scharfen Essig zu i. Er wollte in dem Geschmack etwas dem Gehör sich näherndes Ähnliches

finden und meinte nun, wenn sich bei dem Schüler mit dem Eindruck des Geschmacks derjenige der Artikulation verbinde, dadurch der Reinheit und Verständlichkeit des Aussprechens Dauer und Festigkeit verleihen zu können. Dieses Vorgehen wandte er indessen nur bei seinen älteren, schon mehrere Jahre unterrichteten Schülern an, die fähig genug, auf Empfindungen solcher Art zu achten, daher wohl auch eher im Stande seien, sich derselben bewußt zu werden.

Heinicke legte freilich großen Wert auf jenes Verfahren, das von den Taubstummenlehrern der Gegenwart ganz unbeachtet gelassen wird; aber wenn er hier vielleicht zu weit ging, so verdunkelt dies die wirklichen Verdienste nicht, die er sich um die heimgesuchte Menschheit erworben, am wenigsten kann man den Mann einen Schwindler nennen, der aus seiner aufopfernden Thätigkeit Vorteile nicht gezogen hat.

Das letzte Urtheil in dem Streite zwischen der französischen und deutschen Schule — um gleich mit dieser Angelegenheit fertig zu werden — hat die Neuzeit gesprochen, welche in der Hauptsache die von Heinicke aufgestellten Sätze als die richtigen anerkennt. Selbst in Anstalten, die von l'Épées Schülern gegründet wurden, wie in Wien und sogar in Frankreich, ist die Fingersprache ganz verschwunden und das Sprechen dafür eingeführt worden. — — —

Je mehr Heinicke sich in der erwähnten Periode in seine Aufgabe vertiefte, je öfter taubstumme Zöglinge ihm zugeführt wurden, desto klarer wurde ihm, daß die geringe Zeit, die ihm seine anderweitigen Pflichten als Lehrer übrig ließen, zur Erreichung seiner Absichten nicht ausreiche, und er sehnte sich danach, seine volle Kraft dem Taubstummenunterrichte allein widmen zu können. Damals machte ihm sein Gönner der Graf Schimmelmann, den Antrag, mit seiner Unterstützung ein Taubstummeninstitut zu gründen. So sehr dies Heinickes Wunsch war, so lehnte er dies Anerbieten doch ab, weil dieses Institut nach des Grafen Willen zu Wandersbeck errichtet werden sollte, während ihm für eine solche Bildungsanstalt eine vollreiche Stadt geeigneter schien. Inmitten eines bewegten Lebens werde sich, so meinte Heinicke, für Taubstumme ein reicheres Feld bildender Anschauungen und Eindrücke öffnen.

Um vieles leichter ward es dem Abbé de l'Épée, seine Absichten zu erreichen; ohne Familie, im Besitz eines Vermögens, konnte er sich ganz dem Drange seines Herzens hingeben; Heinicke dagegen, mittellos, gebunden durch seine Familie, mußte warten, bis ein glücklicher Zufall ihn zu besseren Verhältnissen gelangen ließ.

Unter den vielen Fremden, die seine junge Anstalt besuchten, befand sich auch der sächsische Hauptmann von Schröder, der (1777) mit großem Interesse dem Unterrichte beivohnte. Im Laufe des Gesprächs erfuhr er, daß Heinicke geborner Sachse sei und vor Jahren sogar in sächsischen Militärdiensten gestanden habe.

„Aber warum widmen Sie Ihre Kraft nicht Ihrem Vaterlande?“

Diese Worte schlugen zündend in Heinickes Seele ein und er erklärte, daß er sehr gern dazu bereit sei, wenn ihm nur der Weg dazu erleichtert würde. Der Hauptmann versprach, sofort nach seiner Ankunft in Dresden die nötigen Schritte in dieser Sache thun zu wollen, und er hielt Wort. Kurfürst Friedrich August ward von den Leistungen Heinickes in Kenntniß gesetzt, und noch in demselben Jahre erfolgte die Berufung Heinickes nach Sachsen. Als Gehalt wurden ihm freilich vorerst nur 400 Thaler ausgesetzt, dieselbe Summe, welche ihm seine Stelle in Eppendorf eintrug; doch ward ihm die Wahl des Ortes, wo er sich niederlassen wollte, freigestellt.

Ehe er dazu schritt, seinem eignen Berufe zu leben, begab er sich zunächst nach Hamburg, verheiratete sich zum zweitenmal und zog dann anfangs April 1778 mit seiner Gattin, 4 eignen Kindern und 9 taubstummen Zöglingen nach Leipzig, das er sich zum Aufenthalte ausersehen hatte. Hier am 13. April angelangt, eröffnete er bereits am nächsten Tage seine Anstalt, die erste in ganz Deutschland.

Mit allem Eifer gab sich nun der wackere Mann seinem Berufe hin. Mehr und mehr stieg die Zahl seiner Zöglinge, leider aber befand sich darunter kein einziges sächsisches Landeskind. Es mochte dies daher kommen, daß man von seinen Leistungen Wunderdinge erwartete und demnach nichts Geringeres verlangte, als daß er in kürzester Zeit die vernachlässigten, oft auch physisch und moralisch verwahrlosten Taubstummen zu verständigen Menschen und nützlichen Staatsangehörigen umschaffen solle. Heinicke erklärte, daß derartige Erfolge von seinem Unterrichte in so kurzer Zeit nicht zu erwarten seien, während durch ein bloßes Abrichten die Unglücklichen selbst, deren Familien und der Staat getäuscht würden. Um für die Heranbildung unbemittelter Taubstummen seines Landes einen Unterstützungsfonds zu beschaffen, schlug er vor, durchs ganze Land eine allgemeine Geldsammlung zu veranstalten. Die Regierung ging darauf nicht ein, dafür aber erklärte sich der Kurfürst bereit, aus seiner Privatkasse für die ärmsten der Zöglinge einen Verpflegungsbeitrag zahlen zu wollen.

Außer durch verschiedene Schriften, in denen Heinicke die Grundsätze seines Unterrichts niederlegte, suchte er durch Ausbildung eines tüchtigen Nachfolgers sein Werk zu sichern. Zuletzt studierte er noch sehr eifrig die Schriften des Philosophen Kant und schrieb zu ihrer Verteidigung verschiedene Aufsätze.

Am 30. April 1790 schied dieser unermüdete Menschenfreund aus dem Leben, nachdem er längere Zeit vorher gekränkelt und besonders hart vom Podagra heimgesucht worden war. Er hinterließ seiner trauernden Witwe nichts als die Sorge für drei unerzogene Kinder und widerlegte damit aufs schlagendste den Vorwurf, den ihm seine Gegner so oft bei Lebzeiten gemacht hatten, daß Eigennutz die Triebfeder seiner Handlungen gewesen wäre.

Noch sei hier kurz Heinickes Verdienst um die Volksschule gedacht. In damaliger Zeit stand es um die Bildung des Bürgers und des Landmanns meist recht traurig. Mit Mühe und Not lernten wohl viele in den dürftigen Schulen das Lesen, aber Schreiben lernten nur die Wohlhabenden. Zum Besuch der Schule war keiner verpflichtet, denn Schulzwang war eine völlig unbekannte Sache. Zu Lehrern wählte man abgedankte Soldaten, Bediente &c., die oft selbst kaum lesen und schreiben konnten und nur mit Hilfe des Stockes ihren Schülern das ABC und die Hauptstücke einbleuten. Da beim Lesenlernen die Methode des Buchstabierens angewendet wurde, so geschah es, daß ein guter Teil der Schüler sich während der Dauer der Schulzeit damit abplagen mußte, ehe er nur einige Fertigkeit im Lesen erlangte. Gegen diese verderbliche Unterrichtsweise zog nun Heinicke ebenfalls zu Felde. Er schrieb verschiedene Bücher, in denen er zeigte, wie sich Lesen und Schreiben auf einfachere und schnellere Art beibringen lasse, und er suchte darauf hinzuwirken, daß die Lehrer selbst bessere Bildung und damit eine bessere Stellung erlangten.

Heinicke liegt in Leipzig begraben; neben der Taubstummenanstalt ist ihm daselbst ein einfaches Denkmal errichtet worden. Mehr noch erinnert sein Wirken

die Saat, welche gar fröhlich emporgewachsen ist, vornehmlich das Gedeihen der Leipziger Taubstummenanstalt, die, seinen Grundsätzen folgend, Hunderte vom Stummen redend gemacht hat, an seinen Namen, vielmehr als Stein und Erzes vermögen.

Unwillkürlich schweifen jetzt unsre Gedanken von den Taubstummen hin zu den Blinden und wir fragen: Wer war der Edle, der sich zuerst der Bildung dieser Unglücklichen annahm und für sie die erste Erziehungsstätte gründete? Die Geschichte des Blindenunterrichts nennt uns wieder den Namen eines Franzosen.

Valentin Haüy, geboren 1745, gestorben 1822, heißt der Menschenfreund, dessen erfolgreichem Wirken die nachfolgenden Zeilen gewidmet sind.

Es ist eine oft aufgeworfene Frage: Wer ist unglücklicher, der Taubgeborne oder der Blinde? Wir wollen darüber eine längere Untersuchung nicht anstellen, sondern nur erwähnen, daß die Taubstummen die Blinden für unglücklicher halten und umgekehrt die Blinden die Taubstummen für bedauernswürdiger erklären. Die letzteren mögen wohl recht haben, denn bei den Blinden ersetzt ein feines geübtes Gefühl den Mangel des Gesichtes wo nicht ganz, doch wenigstens in hohem Grade. Nun gehen zwar dem Blinden die Begriffe von Licht und Farbe verloren; aber diese sind nicht wesentlich notwendig zur höherer geistiger Ausbildung. Der Blinde ist im Besitz der Sprache, des höchsten Bildungsmittels, und deshalb ist selbst der ohne Schule aufgewachsene Blinde geistig reifer als viele wohlgeschulte Taubstumme.

Die frühere Zeit wußte nichts von einem Unterrichte der Blinden. Die Griechen meinten sogar, daß das Ertröten des leiblichen Auges die Sehkraft des geistigen Auges steigere. Teiresias wird mit seiner Erblindung ein geistiger Seher, und der Weltweise Demokrit blendete sich selbst, damit ihn nicht das, was er sähe, in seinen philosophischen Betrachtungen stören könne. Auch in der nordischen Sage gibt Odin ein Auge hin, um aus Mimirs Quell Weisheit zu schöpfen. Aus dieser Ansicht der Alten und unsrer Vorfahren läßt sich leicht erklären, wenn nichts für den Unterricht der Blinden geschah. Erst vor hundert Jahren dachten zwei Deutsche an besondere Lehrmittel für Blinde: der Erfinder der Schach- und Sprechmaschine, von Kempelen in Wien, Lehrer des blinden Fräulein von Paradis, und Niesen in Mannheim, Lehrer des blinden Weissenburg daselbst. Blinde selbst fanden Mittel, sich zu bilden; unter anderm ließ sich das Fräulein von Paradis erhabene Landkarten stiften und setzte sich mittels einer von Kempelen gefertigten Taschendruckeri in Briefwechsel mit dem bereits genannten Weissenburg. Ein Zufall sozusagen führte die Errichtung des ersten Blindeninstituts herbei.

An einem Herbsttage des Jahres 1771 wanderte ein Mann durch die Straßen von Paris, als er sich in seinem Spaziergange plötzlich durch einen Auflauf gehemmt sah. Eine Menge Menschen hörte mit großer Belustigung einem sonderbaren Konzerte zu, das vor einem Kaffeehause von zehn Blinden aufgeführt wurde. Sonderbarlich gekleidet, mit ungeheuren Brillen von Pappe auf der Nase und hohen, spitzen Mützen auf den Köpfen, standen die Unglücklichen vor Pulten und führten auf verschiedenen Instrumenten eine erbärmliche Musik auf, zu welcher einer unter ihnen, durch lange Ohren und einen Pfauenschweif verunstaltet, ebenso jämmerlich sang. Der Wirt des Kaffeehauses hatte diese empörende Possé veranstaltet, um dadurch sich Zuspruch zu verschaffen. Mit tiefer Entrüstung beobachtete unser Spaziergänger

das widerwärtige Schauspiel; eben wollte er weiter gehen, als einer der Blinden unter den Zuhörern kleine Gaben einzusammeln begann. Erstaunt bemerkte er, mit welcher auffallender Geschicklichkeit der Blinde die verschiedenen Geldstücke unterschied; diese Beobachtung rief bei dem nachdenkenden Manne verschiedene Gedanken über das Schicksal dieser Armen wach. — „Sollte denn“, dachte er, „mit diesen Unglücklichen nichts Nützlicheres anzufangen sein? Sie irren sich ja nicht bei dem Geldsammeln, unterscheiden sogar das verschiedenartige Gepräge; warum sollten sie nicht auch zur Kenntnis der Buchstaben und von dieser zu andern zu führen sein, wenn man ihnen das greifbar und verständlich machen könnte?“ Nachdenklich ging er weiter. —

Es war Valentin Haüy, königlicher Dolmetscher bei der Admiralität von Frankreich und dem Pariser Stadtrate, Mitglied der Akademie. Elf Jahre lang trug der edle Mann diesen Gedanken mit sich herum, bis er denselben, bestärkt und unterstützt durch einen Gleichgesinnten, unsern Abbé de l'Épée, 1784 zur Ausführung zu bringen beschloß. Wieder waren es einige Zufälligkeiten, die den letzten Anstoß gaben. Er beobachtete, wie ein blindes Kind mit seinem sehenden Bruder die Schule besuchte und nach beendeten Stunden den Knaben bat, ihm aus seinen Lehrbüchern vorzulesen, damit es sich weiter unterrichten könne, wie der Bruder aber die Bitte abschlug, weil er dadurch im gewohnten Spiele gehindert werde. Jetzt beschloß Haüy, mit allem Ernst der Bildung der Blinden sich anzunehmen.

Gerade um diese Zeit kam das oben erwähnte Fräulein von Paradis nach Paris und ließ sich während der Fastenzeit mit großem Beifall in den geistlichen Konzerten auf der Orgel hören. Haüy besuchte die Österreicherin, lernte bei ihr verschiedene Unterrichtsmittel für Blinde kennen, wie die schon erwähnten Landkarten sowie die Taschendruckerei, und ward nach dem Geschaute nun um so mehr in der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg seines Vorhabens bestärkt. Der Menschenfreund suchte sofort nach einem jungen Blinden, durch dessen Unterweisung er eine Probe machen könne. Der erste, der ihm zugeführt wurde, war ein achtzehnjähriger Jüngling Franz le Sueur, der als Kind von sechs Wochen durch Krämpfe erblindet war. Er hatte ehrbare und rechtschaffene, aber arme Eltern und war dadurch genötigt, seinen Unterhalt selbst zu gewinnen. Da kam Krankheit über die Familie und der Mangel wurde nun so drückend, daß trotz alles Widerwillens der Blinde an den Kirchthüren zum Mitleiden der Menschen seine Zuflucht nehmen mußte. Hatte er hier von den Wohlhabenden, die öfters nur schenkten, um den Bettler los zu werden, etwas erhalten, so brachte er es mit inniger Freude den Seinen und teilte mit drei Schwestern und drei Brüdern, von denen der jüngste noch an der Mutter Brust lag, die empfangenen Gaben.

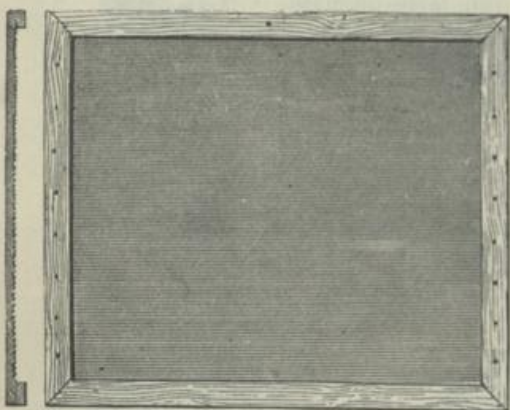


Blinder Schreibend.

Unter solch traurigen Umständen begann für dieses Stiefkind der Natur in der neu eröffneten Lehranstalt der erste Unterricht, wobei Franz stets seine Zeit teilte und die eine Hälfte derselben auf das Lernen, die andre aber darauf verwendete, den Seinen den Lebensunterhalt gewinnen zu helfen.

In Paris braucht nicht leicht einer sein Licht unter den Scheffel zu stellen. Nach einiger Zeit schon sah sich Haüy zu einer Darlegung seiner bisherigen Erfolge veranlaßt. Mit Vergnügen ergriff derselbe die Gelegenheit, bei einer Sitzung der Akademie sich über den Blindenunterricht auszusprechen. Seine Mitteilungen wurden mit großem Interesse angehört. Infolgedessen veranlaßte ihn der Minister des Unterrichts, in seiner Gegenwart eine Prüfung der jungen Blinden erfolgen zu lassen, und überrascht von dem Ergebnis ermunterte er ihn, in seinen Bestrebungen fortzufahren, indem er ihm die Unterstützung der Regierung zusagte.

In Paris bestand damals eine sogenannte philanthropische Gesellschaft, deren Zweck Ausübung der Wohlthätigkeit war; sie versammelte sich jeden Monat zweimal



Schreibmaterial (Tafel, Griffel, durchbrochenes Lineal) für die Blindenschrift.

in der Absicht, im stillen Gutes zu bewirken. Ihre Aufmerksamkeit wurde jetzt auf Haüys Unternehmen gelenkt. Durch Vermittelung dieses Vereins fand die Gründung der ersten Erziehungsanstalt für Blinde statt, indem auf ihre Kosten zwölf arme Blinde verpflegt und monatlich zwölf Frank für jeden gewährt wurden.

Anfänglich meinte man, daß der Unterricht nur für einen oder den andern Blinden, den die Natur mit einem besonders feinen Gefühl ausgerüstet hätte, sich nützlich erweisen werde; da aber von den vierzehn in die junge Anstalt aufgenommenen Blinden nur drei hinter den andern zurückblieben, so

gewann dieser Umstand das Vertrauen des Publikums, und man überzeugte sich von der allgemeinen Anwendbarkeit sowie von dem Nutzen des Unterrichts immer mehr.

Zu Anfang des Jahres 1785 fand eine Prüfung der Blinden in Gegenwart der Mitglieder der Akademie der Wissenschaft statt. Diese legten über das, was sie gesehen und gehört hatten, ein glänzendes Zeugnis ab, so daß die Teilnahme des Publikums in hohem Grade erregt ward. Diesem Interesse verdankt das auf der Straße Notre Dame des Victoires bald nachher entstandene Gebäude mit der Inschrift „Der leidenden Menschheit zum Besten“ seine Errichtung. Bereits im Jahre 1787 belief sich die Zahl der Blinden, welche hier unterrichtet wurden, auf 140.

Bücher zu lesen, deren Buchstaben und Schriftzeilen (ebenso wie die Noten) erhaben hergestellt waren, verursachte bei dem Tastsinn der Blinden nur geringen Müheaufwand; aber das Schreiben und das Lesen der Schreibschrift war für die Armen, denen geholfen werden sollte, gleichfalls ein Gegenstand der Notwendigkeit. Das beschriebene Papier blieb für sie ein stummes Blatt, wenn sie, nachdem sie

das Schreiben gelernt, das Geschriebene nicht auch zu lesen vermochten! Diesem Erfordernis aber konnte in der rechten Weise erst später abgeholfen werden. Dagegen bereitete der Unterricht in der Musik den Schülern geringere Schwierigkeiten, da man ihnen auch hier erhabene gedruckte Noten vorlegte; Noten und Bücher druckten sie schließlich selbst. Das Rechnen lehrte Haüy seinen Schülern mittelst Tafeln, worin die Zahlen, die den gedruckten Buchstaben ähnlich waren, in gerade untereinander stehende Löcher gesteckt wurden. Geographie wurde ihnen durch Landkarten gelehrt, auf denen Grenzen, Flüsse, Gebirge und Städte wiederum durch erhabene Linien, Striche und Punkte kenntlich gemacht waren. Weiter erhielten die Blinden Anleitung in verschiedenen Handarbeiten, als Stricken, Spinnen, Schnüredrehen; sie verfertigten Bänder und flochten in Stroh und Rohr. Durch den Verkauf dieser Produkte gewann die Anstalt einen ansehnlichen Zuschuß zu ihrer Unterhaltung.

Im Jahre 1791 wurde die Anstalt zur Staatsanstalt erhoben und mit dem Taubstummeninstitut vereinigt, von diesem aber schon 1795 wieder getrennt.

Selbst unter den Stürmen der Revolution hielt sich die Anstalt, zu deren Gönnern auch Robespierre gehörte. Nur kurze Zeit erkaltete die Teilnahme dafür; sie erwachte aber nach dem Feldzuge in Ägypten, als so viele Franzosen erblindet waren, aufs neue. Im Jahre 1801 wurde das Institut mit dem Blindenhospital Quinze-Vingts verbunden; hier aber riß durch den Umgang mit älteren, zuchtlosen Blinden eine solche Unordnung ein, daß Haüy aus Verdruß darüber sich zurückzog und eine Privatanstalt gründete. Erst 1816 wurde die königliche Anstalt von dem Hospital getrennt und ihrer alten Bestimmung zurückgegeben.

Von Frankreich aus verbreitete sich der Blindenunterricht nach England und Deutschland; in letzterem Lande gibt es gegenwärtig die meisten Blindenanstalten. Natürlich sind auch im Laufe der Zeit die Unterrichtsmittel wesentlich vervollkommenet worden, namentlich um das Lesen- und Schreibenlernen zu erleichtern.

Das Auffinden der rechten Methode zur Erlernung der Schreibkunst und des Lesens des Geschriebenen ging nicht so rasch von statten. Haüy und nach ihm andre machten lobenswerte Anstrengungen, allein trotz mancher Maschinen, die man erfand, war der Erfolg doch ein unbefriedigender geblieben. Eine zweckmäßige Blindenschrift mußte nicht nur ohne Hilfe des Auges schreibbar, sie mußte auch ohne dasselbe lesbar sein. Man mußte daher sein Augenmerk darauf richten, den Blinden eine Schrift zu geben, welche sie mit Leichtigkeit schreiben und lesen, durch die sie ihre Gedanken festhalten, dann sie fallen lassen, sich wiederholt mit ihnen beschäftigen und sie sich einander richtig mitteilen konnten.

Der erste, welcher diesen Weg betrat, war Charles Barbier im Jahre 1830. Er verfolgte den Grundsatz, die Grundlaute der Worte, ohne Rücksicht auf die Orthographie, schachbrettartig anzuordnen, ein System, welches dem Gedächtnis leicht einzuprägen ist. Die Bestimmung dieser Buchstaben geschieht sehr leicht durch Einstecken von Punkten in wagerechter und senkrechter Richtung. Zwischen je zwei Buchstabenbezeichnungen bleibt ein etwas größerer Zwischenraum, zwischen den Wörtern ein noch größerer. Das Schreiben geschieht nach einem durchbrochenen Lineal, in welchem für jeden Buchstaben eine Öffnung gelassen ist, und mittels eines ahlenförmigen, spitzigen Instrumentes (Griffels), durch welches die Eindrücke auf dem Papier hervorgebracht werden. Das Lineal wird auf der Tafel in gleichen

